

Johann Lerchenwald

Hitler...
und wie er seine Deutschen sah

*Die bekannte Geschichte einmal
aus der Sicht des Protagonisten erzählt*

Jeder könnte über dieses Land herrschen, sagte George, sogar ich könnte es ...

Individualismus spricht den Deutschen nicht an. Er ist bereit, mehr noch, er ist begierig, in allen Dingen überwacht und angeleitet zu werden ...

Bisher hat er das gesegnete Glück gehabt, außerordentlich gut regiert zu werden; wenn es so bleibt, wird es ihm wohl ergehen. Schlimm würde es ihm ergehen, wenn durch irgendeinen Umstand etwas an der Regierungsmaschine kaputt ginge ...

(Jerome K. Jerome, „Drei Männer auf einem Bummel“, 1900)

Die Jugend ist immer für das Neue, ob rechts oder links, wenn es nur etwas Großartiges ist. Wir waren fasziniert von der Rassenidee. Und die frühe SS bildete eine Elite, die nicht nur auf Rassenreinheit, sondern überhaupt auf Reinheit der Lebenshaltung getrimmt war.

(Luise Rinser, deutsche Schriftstellerin, nach 1945)

**Unkenntnis (und Dummheit)
schützt vor Strafe nicht.**

Vorwort zur zweiten deutschen Auflage

Es ist schon seltsam mit den Büchern über Adolf Hitler, die seit Jahrzehnten in schöner Regelmäßigkeit auf den Markt kommen. Handelt es sich bei diesem Menschen um eine derart interessante, die Vorstellungskraft beflügelnde Persönlichkeit, daß sich sein Leben immer wieder aus einem neuen Blickwinkel erzählen läßt? Offenbar nicht, denn in all den oft recht umfangreichen Werken wird er uns stets auf ein und dieselbe Art und Weise präsentiert: als ein von Hass und Fanatismus erfülltes, beschränktes Wesen, das von ein paar fixen Ideen besessen war und bis zum Schluß hartnäckig an diesen festhielt. Wobei die stereotyp gezeichnete Figur ohnehin jedesmal in einer ausufernden Fülle mehr oder weniger exakter und bekannter historischer Fakten unterzugehen droht.

Warum erfreuen sich alle diese wiedergekäuten Geschichten vom *Führer* und seinem *Dritten Reich* dann aber einer nie ermüdenden Aufmerksamkeit? Es kann nur daran liegen, daß Kritiker und Publikum immer noch darauf warten, endlich zu erfahren, wer der bis zu seinem 30. Lebensjahr völlig unscheinbare Mann wirklich gewesen ist und wie es ihm gelingen konnte, ein Volk mit bewundernswerter Kulturtradition und solidem Staatswesen nach der eigenen Pfeife tanzen zu lassen.

Um die Jahrtausendwende wollte Ian Kershaw uns auf den über 2300 Seiten seines zweiteiligen Wälzers endgültig des Rätsels Lösung liefern. Auch er hat sein Versprechen leider nicht gehalten – wie viele offizielle oder selbsternannte Experten vor und nach ihm.

Die Ursachen für dieses Auf-der-Stelle-Treten von Schriftstellern und Gelehrten sind eigentlich unschwer zu bestimmen. Von Anfang an wurde Hitler mit den Kriegsgreueln und den Vernichtungslagern gleichgesetzt. Zu un-

faßbar erschien, was geschehen war, um es nicht an ihm festzumachen. Und da über seine Herkunft kaum etwas bekannt war, griff man leichtfertig auf *Mein Kampf* und die öffentlichen Äußerungen zurück, um seiner Person ein wenig Farbe zu verleihen. Was mit der Zeit an zusätzlichen Informationen dazugekommen ist, wurde dem einmal festgelegten Bild entsprechend interpretiert oder blieb unzusammenhängendes Beiwerk.

Der Mythos vom *Führer* lebt nach der Niederlage also fort, wenn auch jetzt mit negativem Vorzeichen. Und inwieweit die Deutschen etwas mit dem Nationalsozialismus zu tun hatten, darüber darf endlos gestritten werden. Im übrigen reicht es, daß sie öffentlich Reue zeigen. Privat mag ein jeder sich denken, was er will.

Bei allem Beharren auf den aussagearmen Klischees vom erbärmlichen Hetzer und Demagogen, der ein bedauerliches, geblendetes Volk ins Verderben treibt, kann jedoch kein Zweifel daran bestehen, daß die deutsche Geschichte, und nicht nur diese allein, ohne die *Unperson*, wie Joachim Fest ihn selbstgefällig nannte, ganz anders verlaufen wäre. Und im Grunde weiß ein jeder, daß es nicht viel bringt, das unbegreifliche Monster ständig zu verteufeln, den allmächtigen Herrscher verächtlich kleinzureden und ihm alle Schuld in die Schuhe zu schieben ...

Es ist kein Geheimnis, daß Hitler ein sagenhafter, schamloser Lügner war. Dabei handelte es sich aber nicht um ein Anzeichen von Schwäche oder eine zwanghafte Charaktereigenschaft. Die Lüge war für ihn vielmehr ein reines Mittel zum Zweck, das übrigens wunderbar funktionierte. Denn bis zur Machtergreifung konnte er hochheilig geloben, sich an die geltenden Regeln halten zu wollen, bis zum Kriegsausbruch versichern, nur nach dem Frieden zu trachten, man ließ es ihm gutgläubig durchgehen.

Daneben sprach er hin und wieder unanfechtbare Wahrheiten aus. Und eine, die der schon in früher Jugend zum Atheisten gewordene Verführer seinen Zuhörern gern zurief, lautete sinngemäß: „Das Wunder, wenn man unbedingt von einem solchen reden möchte, besteht einzig darin, daß ich die Deutschen gefunden habe und sie mich.“

Diese Aussage mag ungeheuerlich klingen, verweist aber auf den Kernpunkt der Problematik, bei dem es anzusetzen gilt, will man ein wenig Licht in die finstere Angelegenheit bringen. Und da Hitler in dem verderblichen Zusammenspiel zwischen Diktator und Volk unbestreitbar die treibende Kraft darstellte, sollten wir ihn endlich vorurteilslos zu begreifen suchen, d.h. als *Menschen* und nicht länger als lächerlichen Kasper; als *Menschen* mit einem nachvollziehbaren Werdegang, mit seinen Freuden und Ängsten, Wünschen und Enttäuschungen, Selbstwertgefühlen und Unsicherheiten, für den sich nach jahrelangem Verzweifeln am eigenen Schicksal plötzlich ein unverhoffter Ausweg auftut.

Selbst Adolf kam ohne Makel auf die Welt, das wird niemand in Frage stellen. Und wie der jüdische Hausarzt 1941 im Exil erklärte, war er ein sensibles und intelligentes, respektvolles und höfliches Kind und zeigte eine starke, aber keineswegs krankhafte Liebe zu seiner Mutter, wie Dr. Bloch sie bei keinem anderen Jungen je beobachtet hatte. Nach dem, was anderweitig überliefert ist, fiel er auch später, bis zu seinem Eintritt in die Deutsche Arbeiterpartei, durch keine schlechten Neigungen oder Angewohnheiten auf.

Ganz offensichtlich schwelte ein grenzenloser Ehrgeiz in ihm, der bereits den Heranwachsenden von großen Taten und Erfolgen träumen ließ. Doch blieb es bis zu seinem 30. Geburtstag bei vagen Phantasievorstellungen. Keine gewalttätige Veranlagung und keine ausgeprägte

Ideologie kennzeichneten den Alltag des perspektivenlosen Einzelgängers bis zu diesem Zeitpunkt. Und Thomas Mann brachte in dem Essay *Bruder Hitler* zwar seine Abscheu vor dem trüben Individuum zum Ausdruck, konnte aber nicht umhin, ihm Eigenschaften zuzugestehen, die gewöhnlich den Künstler kennzeichnen.

Hätte er doch seine Sehnsüchte verwirklichen und Maler werden können, kein großer Maler, angesichts des begrenzten Talents, aber eben Maler. Wie viele Verbrechen wären der Welt dann erspart geblieben!

Bekanntlich ist er 1914 zusammen mit Millionen anderen in den Krieg gezogen und hat die zynische Gleichgültigkeit erlebt, mit der dort Soldaten in den Tod geschickt wurden. Zwar war er schlau genug, sich schnell als Meldegänger ein relativ privilegiertes Dasein im Hilfsstab seines Regimenthauptquartiers zu sichern, fern von den grauenvollen Schützengräben und der kämpfenden Truppe. Es blieben aber trotzdem genügend Gelegenheiten, mit eigenen Augen zu sehen, wozu Menschen fähig sind.

Auch solche Erfahrungen führten bei ihm jedoch zu keiner wegweisenden Erleuchtung oder Glaubensfindung. Nach wie vor ohne irgendwelche Aussichten, einen Platz in der Gesellschaft zu finden, klammerte er sich zunächst an die Kaserne, da draußen Hunger und Obdachlosigkeit auf ihn warteten. Und hätte seine erstaunliche Auffassungsgabe ihn nicht im entscheidenden Augenblick erkennen lassen, welche Möglichkeiten ihm Deutschland bot, er wäre womöglich durch eigene Hand aus dem Leben geschieden oder zu einem verschrobenern Penner geworden, aber niemals als fatale Gestalt in die Weltgeschichte eingegangen.

Was er von da an macht und erreicht, läßt sich nur unter Berücksichtigung dieser völlig undefinierten Ausgangssituation erklären. Denn es gibt keine in den vorangegangenen

drei Jahrzehnten herangereiften Überzeugungen, keine durch Minderwertigkeitskomplexe und Rachegefühle geförderte Weltanschauung, ja nicht einmal einen tief verwurzelten Judenhaß, und all sein Denken und Handeln basiert einzig und allein auf Berechnung. In diesem skrupellosen Kalkül aber spielen die Deutschen und eine Idealvorstellung vieler Europäer von den Deutschen die wesentliche Rolle ...

Eine solch unorthodoxe Herangehensweise an den heiklen Gegenstand mag zugegebenermaßen etwas Unheimliches haben. Und manchem wird die Vermenschlichung vom modernen *Sinnbild des Bösen* vielleicht sogar wie eine Freisprechung von jeder Schuld erscheinen. Was natürlich absurd ist.

Es ist eben nicht leicht, sich von festgefahrenen Anschauungen zu befreien. Und bei uns kommt noch hinzu, daß man in jeder Verlagerung der Gewichte die Gefahr einer Steigerung der ohnehin bereits unerträglichen Bußaufgaben wittert. Weshalb es nicht weiter erstaunlich ist, daß die maßgeblichen Medienvertreter sich blind und taub gestellt haben, als ihnen das Buch für eine Besprechung angeboten wurde. Um so erfreulicher waren die positiven, teilweise begeisterten Reaktionen von Lesern, die von einem starken Bedürfnis nach *Nebelauflösung* zeugen.

In Italien haben mehrere namhafte Kulturschaffende, wie etwa der berühmte Fernsehmoderator Corrado Augias, der Philosoph und ehemalige Bürgermeister von Venedig Massimo Cacciari, der Journalist und Mitbesitzer des FIAT-Konzerns Alain Elkann oder der Autor einer monumentalen Mussolini-Biographie Antonio Scurati, Interesse angemeldet und sich ein Exemplar von „H – Come Hitler vedeva i suoi Tedeschi“ (Editoriale Jouvence) zuschicken lassen. Auch ihnen hat aber schließlich die Unbefangenheit

oder der Mut gefehlt, sich öffentlich zu äußern.

Der Historiker Franco Cardini, der die Einleitung zur italienischen Ausgabe geschrieben hat, bemerkte dazu im Laufe der nichtsdestoweniger lebhaften Debatte um das Buch: „Im Fall von Hitler hat sich eine Art von Theologie herausgebildet: Man darf das Urteil über ihn ein wenig verändern, aber nur, um es zu verschärfen. Ansonsten riskiert man, an den Pranger gestellt zu werden.“

So ist es wahrscheinlich. Und dennoch bin ich zuversichtlich, daß die Dämme spätestens mit der englischen Ausgabe, die in absehbarer Zeit folgen soll, brechen werden. Denn eine ernsthafte Beschäftigung mit Hitler, der ein verschlagener, aber keineswegs undurchschaubarer Mensch war, ist längst überfällig. Und wenn die Zerstörung der Legende dazu beiträgt, daß die Deutschen sich endlich an die eigene Nase fassen, kann dies nur die Befreiung von einem über Generationen weitergegebenen Alptraum bedeuten. Die damit überflüssig gewordenen neuen Werke über den teuflischen Adi aus Braunau wird gewiß keiner vermissen.

I

Gleich würde es vorbei sein. Gleich würde er sich eine Kugel in den Kopf jagen und der schon längst unerträglich gewordene Alpdruck ein Ende haben.

Draußen warteten sie, die wenigen verbliebenen Lakaien und Speichellecker. Seit er ihnen verkündet hatte, daß der Krieg nun endgültig verloren sei und er vor dem Eintreffen des Feindes Schluß machen werde, schlichen sie umher wie verschreckte Tiere. Goebbels hatte mehrmals versucht, ihn umzustimmen, weil er sich offenbar nicht zutraute, die Entscheidung zum Selbstmord ohne einen klaren Befehl vom Chef in die Tat umzusetzen. Und auch Bormann hatte wiederholt auf ihn eingeredet, da er natürlich wußte, daß ihm nach dem Ableben des *Führers* kein Schwein mehr gehorchen würde. Die Mehrzahl der gespenstischen Getreuen aber sehnte nur ungeduldig den Augenblick seines Todes herbei, um vielleicht trotz allem noch die nackte Haut retten zu können – mochte dann kommen, was wollte.

Eva hatte es bereits geschafft. In ihrem hübschen dunkelblauen Kleid saß sie mit geschlossenen Augen und angezogenen Beinen auf dem Sofa, die Miene wegen der bitteren Giftkapsel leicht verzogen. Dumm und frivol war sie gewesen, ein wenig eingebildet aufgrund ihrer exklusiven Stellung und oftmals gekränkt durch seine augenscheinliche Geringschätzung. Und doch hatte er sie mit der Zeit liebgewonnen.

Im Alltag, wenn menschliche Regungen sich auf ein nettes Wort zum Leibwächter oder das Täschneln eines Hitlerjungen zu beschränken hatten, galt seine Zuneigung ausschließlich dem Hund. Den brauchte er nicht zu fürchten, dem mußte er nichts vormachen, mit dem konnte er sich gehenlassen ... Eva aber war doch etwas anderes

gewesen.

Nach dem Endsieg, so der Plan, hätte er mit ihr und Blondi den Alterssitz am Linzer Freinberg bezogen, um sich endlich ganz der Kunst zu widmen ... Warum war ihm das versagt geblieben? Hatte er das Schicksal zu sehr herausgefordert? Zu viel von ihm verlangt?

Nein, er selbst war von der Vorsehung verführt und ins Verderben getrieben worden! Wie oft hatte sie ihn nicht mit an Wunder grenzenden Zufällen überrascht und geradezu zum Handeln gezwungen. Wie oft nicht ihre schützende Hand über ihn gehalten, um jeden auftauchenden Zweifel gleich im Keim zu ersticken.

Nur aus diesem Grund hatte er, wider besseres Wissen, den monströsen Bunker errichten lassen und sich, als die unablässigen Bombenangriffe zu gefährlich wurden, in das unwürdige Loch unter der meterdicken Betonplatte verkrochen. Obwohl längst nicht mehr die geringste Hoffnung auf Rettung bestand, hatte er bis zuletzt dort ausgehalten und an einen übernatürlichen Eingriff geglaubt ...

Aus dem Nichts war er gekommen, einzig mit der unbestimmten, wenn auch festen Zuversicht auf die eigenen Fähigkeiten ausgestattet, und in kürzester Zeit zum mächtigsten Mann Europas aufgestiegen. Warum sollte sich Fortuna, nach all der getanen Arbeit und den errungenen Erfolgen, plötzlich von ihm abwenden?

Aber der Russe stand wenige Meter vom Kanzleigarten entfernt, er konnte jetzt nicht länger zögern. Adjutant Günsche würde ihn dann gemäß seinen Anweisungen verbrennen, darauf konnte er sich hundertprozentig verlassen. Ins Nichts wollte er wieder verschwinden, und der ganze Zauber sollte ein Ende haben. Vereinzelte Idioten, die hier und da noch fanatischen Widerstand leisteten, wie er es sie gelehrt hatte, würden bald überwältigt werden und das Volk sich in dumpfer Ergebenheit und ameisenhafter

Arbeitsamkeit an den Wiederaufbau von Städten und Fabriken machen, ohne überhaupt zu begreifen, wie ihm geschehen war.

Eigentlich hatte er dieses Land, dem er alles verdankte, ja ebenfalls auslöschen wollen, schließlich aber einsehen müssen, daß es unmöglich ist, gegen den ziellosen Überlebenswillen der Masse anzukommen ...

Er drückte den kalten Lauf der Walther PPK an die Schläfe, und mit einem Mal taucht in seiner Erinnerung eine viel größere Pistole auf, die er als Vierjähriger in der Wohnung des Passauer Polizeimeisters vom Tisch genommen hatte. Das schwere Gerät war ihm aus den Händen gerutscht, und ein Schuß hatte sich gelöst. Worauf die Erwachsenen schreiend herbeigeeilt waren und sein Vater erstmals wild und sinnlos auf ihn eingeschlagen hatte, ehe der Hausherr dazwischentreten konnte.

Wie eine grauenvolle Naturgewalt war das über ihn gekommen, der sich bis dahin in Mutters liebevoller Obhut sicher gefühlt hatte. Und es kostete diese auch einige Mühe, seine mit vorübergehendem Sprachverlust verbundene Verstörtheit zu überwinden, indem sie ihm immer wieder beteuerte, daß der Vater ein guter Mensch sei und nur aus Angst um ihn so gehandelt habe. Was sie mit Liebkosungen und Mehlspeisen zu unterstreichen suchte, um das verlorene Vertrauen zurückzugewinnen.

Endlich war es ihr gelungen. Doch der kindliche Schrecken hatte ihn sein Leben lang in nächtlichen Alpträumen heimgesucht, die ihn manchmal in große Verlegenheit brachten ... Ein Glück nur, daß keiner aus seiner Umgebung ihn darauf anzusprechen wagte. Eva hatte es einmal versucht und war von ihm barsch zurückgewiesen worden.

Nach seiner Pensionierung, hatte der Alte ihn oft ge-

schlagen, zuweilen auch bestialisch ausgepeitscht, vor allem nachdem der ältere Bruder, der bis zu diesem Zeitpunkt das meiste abbekam, von zu Hause fortgegangen war. Und einmal, nach einer besonders ausgiebigen Tracht Prügel, hatte man ihn sogar für tot gehalten.

Aber alle diese Gewalt, diese Tobsuchtanfälle machten mit der Zeit keinen wirklichen Eindruck mehr auf ihn. Die Sache war die, daß er den nur selten zu Späßen aufgelegten Zollamtoberoffizial schon früh durchschaute. Sein kindischer Stolz auf das Erreichte war gepaart mit einer großen Furcht vor der Obrigkeit. Denn hatte er sich seine Dienstgrade auch durch unerschütterliches Pflichtbewußtsein, nimmermüden Fleiß und wachsamen Schläue gewissermaßen selbst verdient – er konnte sich keinen Fehltritt leisten, stammte er doch aus einfachsten und überdies ungeordneten Verhältnissen, denen er mit vierzehn zwar mutig den Rücken gekehrt hatte, die sich aber nicht leugnen ließen ...

Eine derartige Erklärung der väterlichen Strenge war ihm als Bub natürlich fremd. Gleichwohl empfand er deutlich, daß diese auf Schwäche beruhte, und nahm sie daher bereits als Zehnjähriger nicht mehr ernst. So geringen Respekt vermochte der sich allmächtig gebärdende Vater ihm einzuflößen, daß er in vollem Bewußtsein der schmerzlichen körperlichen Züchtigungen, die er heraufbeschwor, nicht davon lassen konnte, Streiche gegen Nachbarn und Lehrer auszuhecken, um damit die Bewunderung und Begeisterung seiner weniger wagemutigen und schlagfertigen Spielgefährten zu wecken.

Gefördert wurde die Mißachtung der Vorschriften und Drohungen des Haustyrannen durch die Mutter, deren bedingungslose Liebe den Gegenpol zu allen Übeln und Ungerechtigkeiten dieser Welt bildete. Sie tröstete ihn, selbst wenn sie ihn tadelte, steckte nicht selten Schläge ein, die eigentlich für ihn bestimmt waren, und schob gelegent-

lich die Schuld für seine Taten auf den Halbbruder, der seine geschwisterliche Aufsichtspflicht mißachtet haben sollte.

Was ihm zunächst Gewissensbisse verursachte, die sich aber rasch verloren, als er merkte, daß Alois ihm ohnehin nicht wohlgesinnt war ...

Eine wesentliche Festigung hatte sein Selbstbewußtsein dann mit dem Eintritt in die Schule erfahren. Inmitten von Bauern- und Handwerkerkindern genoß er bei Kameraden und Lehrern ein hohes Ansehen. Intelligenz und Wissensdrang, Höflichkeit und Ordnungssinn schienen bei ihm wie angeboren und machten ihn zu etwas Besserem. Eine Anerkennung, welche in dieselbe Kerbe schlug wie die mütterliche Liebe und ihn endgültig gegen alle väterlichen Maßregelungen wappnete.

War ihm das Lernen bereits in der einklassigen Volksschule von Fischlham leichtgefallen, verstärkte sich das beruhigende Gefühl der Überlegenheit mit dem Umzug der Familie nach Lambach noch, als er dort die zweite Klasse wiederholen sollte, „da er den höheren Anforderungen womöglich nicht gewachsen sei“. Was für ihn bedeutete, daß er weiterhin ohne viel Anstrengungen unangefochtener Primus blieb.

Diese angenehme Gewißheit, den Anforderungen des Lebens problemlos gewachsen zu sein, die er in den ersten Schuljahren genossen und danach lange vermißt hatte, kehrte erst mit seiner Ernennung zum Reichskanzler, vor allem nach dem Ableben von Hindenburg für kurze Zeit wieder, als er bis zu Kriegsbeginn zwischen Berlin und dem Berghof hin- und herpendeln konnte in dem wohlthuenden Bewußtsein, sich im Grunde um nichts kümmern zu müssen und dennoch alles im Griff zu haben ...

Und trotzdem war die kindliche Sorglosigkeit etwas ganz anderes gewesen. Da gab es keine Politik, kein Kalkül,

keine Verantwortung. Alles schien ihm zuzufliegen. Die Lust am Zeichnen brachte ihm allgemeines Lob ein. Der Klassenlehrer, der seine gute Singstimme erkannte, ließ ihn sogleich in den Knabenchor des Benediktinerstifts aufnehmen. Und in Turnen und Benehmen hatte er stets eine Eins.

Die Natur ringsum aber war sein grenzenloses Reich. Sie bescherte ihm aufregende Entdeckungen und Abenteuer ohne Ende und leistete einem Hang zum Träumen Vorschub, ohne den sein ganzes späteres Leben unvorstellbar gewesen wäre. Eine Freiheit hatte er damals erfahren, an die er jetzt erschauernd und selig zurückdachte.

Die Mühle, auf dessen reißendem Bach er sich im Saugrog treiben ließ ... Die Predigten, die er auf einem Küchenstuhl stehend hielt, als er in seiner Sängerknabenzeit Abt werden wollte ... Der durch ein Lagerfeuer entfachte Waldbrand, den die Feuerwehr löschen mußte, während die Urheber desselben gerade noch unerkannt entkommen konnten ... Und dann die Bücher, die er in Garten und Zimmer, unter Bettdecke und Schulbank verschlang! Sie eröffneten ihm Horizonte, die ihn weit über die sichtbare Wirklichkeit hinausführten; die ihn mit Dingen vertraut machten, von denen seine Altersgenossen und zuweilen selbst die Erwachsenen keine Ahnung hatten.

Bei Karl May fand er beides vereint: das grenzenlose Reich der Natur mit seinen aufregenden Entdeckungen und Abenteuern und die Erweiterung der Horizonte, die ihm fremde Länder und Kulturen nahebrachte. Besonders Winnetou I war für ihn eine Offenbarung gewesen. Mit dem bescheidenen, grundehrlichen Deutschen, der dank seiner Fähigkeiten und seines Wissens vor nichts zurückschreckt, der sich besser bewährt als ein erprobter Westmann und den Häuptling der zur Ausrottung bestimmten Indianer zum Freund gewinnt, mit diesem Deutschen hatte

er sich sofort identifiziert. Und die Aussage Old Shatterhands, daß seine die Erfahrung alter Westleute übertreffenden Kenntnisse allesamt aus Büchern stammten, wurde ihm zum Evangelium.

Weshalb schon bald nicht nur Neugierde und Fernweh seinen unstillbaren Lesehunger förderten, sondern zunehmend auch die Überzeugung, daß er, der über keinen Namen und keine Mittel verfügte, einzig auf diesem Weg etwas erlangen konnte.

Karl May und Richard Wagner waren seine Schlüssel-erlebnisse gewesen. Wobei der verehrte Schriftsteller ihm wesentliche Einblicke in das praktische Leben verschaffte, während der geniale Komponist seiner schwärmerischen Ader entgegenkam und letztendlich jene Verbindung zur bürgerlichen Welt herstellte, die ihm sonst vielleicht versagt geblieben wäre.

Dem Vater waren solche Interessen unbegreiflich. Er kannte nur die Musik der Blaskapelle und die illustrierte Volksausgabe zum deutsch-französischen Krieg 1870/71. Und der Schulbesuch des Sohnes hatte für ihn allein den Sinn, daß dieser einmal einen noch höheren Dienstgrad im Zollwesen erreichen sollte, als ihm selbst vergönnt gewesen war.

Hätte er seine künftigen Triumphe erlebt, er wäre aus dem Staunen nicht mehr herausgekommen ...

Und trotz allem, irgendwie hatte er den Alten auch bewundert. Nicht wegen der Uniform und dem gesellschaftlichen Ansehen, die sie ihm verlieh. Es war die unzählige Male gehörte Geschichte von seinem unerschrockenen Aufbruch aus der armseligen Bauernwelt, als er noch beinahe ein Kind war, die ihn beeindruckte. Die Beschreibung seiner Ankunft in der Kaiserstadt, wo er niemanden kannte und zielstrebig seine Schusterlehre absolvierte, um dann, als sich die Gelegenheit bot, sofort in

den Staatsdienst einzutreten. Hartnäckig und gewissenhaft hatte er sich dort hochgearbeitet, soweit sein Volksschulabschluß das erlaubte, und sich dabei doch, bei aller Loyalität gegenüber der Dynastie, eine Freigeisterei bewahrt, die unter Beamten kaum anzutreffen war.

Oder war es nicht gerade dieser Mangel an Bigotterie und Konformismus gewesen, der es ihm ermöglicht hatte, scheinbar unbehindert Karriere zu machen? ...

Was er dem Vater nie verzieh, war sein Verhalten gegenüber der Mutter. Wobei die Prügel, die sie einsteckte, um den Sohn zu verteidigen, noch das Geringste waren – wengleich sie diesen weit mehr schmerzten als die am eigenen Leib erfahrenen.

Ohnmächtigen Haß hingegen verursachte ihm die drekkige Fleischesgier, mit der der Alte sich an seinem Ebenbild der Reinheit und Liebe verging. Nirgendwo im Tierreich fand sich etwas vergleichbar Abartiges.

Ein erstes Mal hatte er dem ekeligen Schauspiel im Vorschulalter beiwohnen müssen. Der Zollamtoberoffizial war früher als sonst aus der Wirtschaft heimgekehrt, hatte, ohne die Uniform abzulegen, die Mutter aufs Bett gedrängt und die Hosen runtergelassen. Auch ihr Schrei: "Das Kind!" hatte ihn nicht zurückhalten können. Die fetten, weißen Arschbacken auf und ab bewegend, keuchte und stöhnte er, während der kleine ahnungslose Zuschauer starr in einer Ecke stand und meinte, der Vater wolle sie umbringen.

Danach war er solchen Szenen instinktiv aus dem Weg gegangen, hatte sie aus der Ferne mehr gefürchtet als wirklich mitbekommen und sich bei einer dieser Gelegenheiten geschworen, den Vater zu töten, sobald er groß sein würde.

Dazu war es nicht mehr gekommen. Doch seine spätere Verachtung für die Justiz, welche Kriminellen, vor allem Sexualverbrechern und ihren redseligen Anwälten so viele mildernde Umstände und nicht selten Bewährungsstrafen

zugestand, hatte gewiß zum Teil in solchen Erfahrungen ihren Ursprung.

Sosehr er als *Führer* gute Miene zum bösen Spiel machen mußte – wenn in seiner Umgebung anzügliche Bemerkungen über Frauen fielen oder Zoten gerissen wurden, empfand er jedesmal Widerwillen und Abscheu. Und wo es nur ging, hatte er sich für ein gesundes Familienleben eingesetzt und geschlechtliche Ausschweifungen aufs schärfste verurteilt ...

Ein weiteres Erlebnis, das ihm den Alten zum Feind werden ließ, stammte aus der Zeit, als er noch Klassenprimus war. Schon damals wurde seine Begabung für das Zeichnen nicht nur in der Schule, sondern auch zu Hause als etwas Außerordentliches gepriesen. Ja selbst der Vater, welcher der müßigen Beschäftigung keinen sonderlichen Reiz abzugewinnen vermochte, schien die allgemeine Anerkennung gutzuheißeln und zu teilen.

Bis der Bub eines Tages den Vorsatz äußerte, Maler zu werden. Da brach er in ein geringschätziges Gelächter aus. Und je mehr der Heranwachsende sich in der Folge darauf versteifte, um so wütender wies der Alte ein derartiges Ansinnen als ausgemachten Blödsinn zurück, den er sich aus dem Kopf zu schlagen habe ...

So berechtigt sein Stolz auf den erreichten Titel sein mochte, wie konnte er von einem Kind verlangen, daß es, von ganz anderen Voraussetzungen ausgehend, den gleichen Weg einschlug wie einst er selbst – mit dem einzigen Unterschied, daß die bessere Ausgangslage ihm ermöglichen sollte, auf der Karriereleiter einige Stufen höher zu steigen? Wie konnte ein Mensch, der sich etwas auf seinen Unternehmungsgeist zugute hielt, vom Sohn fordern, daß er sich mit der Aussicht auf ein graues Bürodasein zufriedengab?

Er konnte sich noch genau an den Tag erinnern, als

der Vater ihn aufs Zollamt mitgenommen hatte, um ihm seine Zukunftspläne schmackhaft zu machen, und er beim Anblick der dort zusammengepferchten Beamten eine Mischung aus Mitleid und Grauen empfand ...

II

Ein Glück nur, daß der Alte im rechten Augenblick das Zeitliche gesegnet hatte. Nicht auszudenken, was sonst passiert wäre. Ständig seiner ungezügelten Gewalt ausgesetzt, hätte er irgendwann entweder, wie der ältere Bruder, die Flucht ergriffen oder aber, was wahrscheinlicher schien, den Vater erschlagen und den Rest seiner Jugend im Gefängnis verbracht.

Der für die vorgesehene Laufbahn notwendige Wechsel auf die Realschule in Linz hätte allein ausgereicht, ihn an seinem Schicksal verzweifeln zu lassen. Schon den einstündigen Schulweg empfand er als Last und Demütigung. Daß die langweiligen, eingebildeten Mitschüler ihn aber als Dorfjungen betrachteten und die unfähigen Lehrer ihn gleichgültig und nicht selten schlecht behandelten, verletzte ihn zutiefst.

Alles war zusammengekommen, seinen Haß auf die Schule zu nähren. Die ewigen Spannungen zu Hause, sein unbändiger Widerwille gegen stumpfsinniges Lernen und eine wachsende Sehnsucht nach Freiheit und Selbstbestimmung. Bei den Kameraden konnte er sich dank seines Witzes und der Unerschrockenheit, mit denen er die Lehrkräfte ärgerte und zum Narren hielt, noch eine gewisse Achtung verschaffen – ohne daß sich daraus eine Freundschaft ergeben hätte. Die Unlust aber, seinen Schulpflichten nachzukommen, war größer als der Ehrgeiz, seine Überlegenheit durch gute Noten zu belegen. Was wiederum dem Vater Anlaß zu maßlosem Geschrei und drakonischer Prügelstrafe bot.

Damals hatte er begonnen zu begreifen, daß es für einen wie ihn keine Kompromisse geben konnte, daß er etwas Großes erreichen mußte. Nur über das Was und Wie war er sich nicht im klaren. Einmal sah er sich als einen Helden

aus Karl Mays Büchern durch die unberührte Natur streichen, ein andermal erlebte er sich als Feldherrn, der ein riesiges Reich erobert, und in seinen glücklichsten Stunden glaubte er, als Maler Ruhm und Vermögen erwerben zu können, indem er wohlhabende Bürger porträtierte oder Kirchen und Paläste mit Fresken schmückte.

Ungeachtet solcher Phantasieflüge lastete jedoch oft eine bleierne Schwere auf ihm, die ihn zu erdrücken drohte ...

Der Tod des Vaters war dann wie eine Befreiung gewesen, nicht nur für ihn. Niemand sprach es offen aus, aber die Erleichterung war jedem vom Gesicht abzulesen. Die Mutter drängte den Sohn noch eine Weile, den Willen des Verstorbenen zu erfüllen, bis sie sich damit abfand, ihm seinen Willen zu lassen. Was ihr offensichtlich nicht schwerfiel, weil sie ihn von ganzem Herzen liebte und eine Künstlerzukunft – so wenig konkrete Vorstellungen sie damit verband – für seine Person passender schien als eine Zollamtoberoffizialsuniform.

Er war jetzt der einzige Mann im Haus. Noch keine vierzehn Jahre alt, aber immerhin. Nur er hatte ein eigenes Zimmer, sein Kabinett, in das er sich zurückziehen konnte, um zu lesen, zu zeichnen oder endlos seinen Gedanken nachzuhängen. Und wieder kam alles zusammen, um ihm diesmal die vielleicht schönste Zeit seines Lebens zu bescheren.

In jenen Tagen, als er sorgfältig gekleidet und mit einem hübschen Ebenholzstöckchen in der Stadt auf Entdeckungsreisen ging, sich Zugang zu Bibliothek und Theater verschaffte, lernte er auch seinen ersten und einzigen Freund kennen. Während einer Wagner-Oper waren sie sich nähergekommen und hatten sich danach fast täglich wiedergesehen.

Gustl, der dem Wunsch des Vaters entsprechend eine

Tapetierlehre machte, obwohl er musikalisch sehr begabt war, bewunderte seine guten Manieren, seine gewählte Sprache, die Entschiedenheit, mit der er einen trostlosen Brotberuf ablehnte. Und der einsame Träumer hatte endlich jemanden gefunden, mit dem er sich rückhaltlos aussprechen konnte; einen, der seinen Weltschmerz vielleicht nur begrenzt teilte und dem seine harte Verurteilung sozialer Mißstände und seine hochgesteckten Pläne nicht ganz geheuer waren, der aber aufmerksam lauschte und Verständnis zeigte, sich für dieselbe Musik begeisterte und derselben Enge eines kleinbürgerlichen Lebens entfliehen wollte; der vor allem schon bald eine ehrliche Zuneigung zu ihm faßte. Eine Zuneigung, die dem zum Einzelgängertum Verdamnten wohlthat.

Armer Gustl! Der Freund hatte so viel im Kopf, das unbedingt rauswollte. Oft konnte er seinen Argumentationen gar nicht folgen, besonders wenn er unversehens von einem Thema zum anderen sprang. Und manchmal, wenn er stundenlang auf ihn einredete, fast ohne ihn zu Wort kommen zu lassen, mochte Gustl für einen Augenblick das Gefühl haben, daß es dem anderen eigentlich gleichgültig sei, ob er ihm zuhörte oder nicht.

Als sie in Wien eine Kammer teilten, konnte es vorkommen, daß er den todmüden Musikstudenten um drei Uhr nachts aus dem Schlaf riß, um ihn an ausgedehnten Überlegungen zu irgendwelchen Projekten teilhaben zu lassen.

Und trotzdem hatte Gustl den Sonderling, dessen Innerstes ihm ein Rätsel blieb und dessen Ungestüm ihn gelegentlich erschreckte, liebgewonnen wie niemand anderen nachher – nicht nur weil er einen positiven Eindruck auf die Eltern gemacht und ihm damit den Weg zum Konservatorium geebnet hatte. Es waren seine Spontaneität, seine Beobachtungsgabe und sein Scharfsinn, die

den Altersgenossen, der selbst noch auf der Suche nach einem Lebensinhalt war, anzogen. Und außerdem erkannte Gustl, daß er bei aller Unrast, die ihn umtrieb, ein gutes Herz hatte ...

Später, als er bereits zum *Führer* aufgestiegen war, fragte er sich zuweilen, was wohl aus ihnen beiden geworden wäre, wenn die dummen Professoren der Akademie ihn nicht abgewiesen hätten und er wie der gute Gustl ein reguläres Studium hätte absolvieren können. Er ein berühmte Maler und der Freund ein gefeierter Komponist? Unsinn! Dem unbedarften Handwerkersohn, dessen sofortige Aufnahme am Konservatorium ihn vorübergehend mit Scham und Neid erfüllt hatte, fehlte das Zeug zum schöpferischen Künstler. In einem Orchester mochte er mitspielen, es womöglich zum Dirigenten bringen. Aber ein bedeutendes Werk schaffen? Undenkbar!

Und er selbst? Es hätte eines außergewöhnlichen Lehrers bedurft, der seine Begabung erkannte und förderte, der es verstand, in ihm die Freude am Arbeiten zu wecken ... Denn das Dilemma bestand ja darin, daß er die Beschränktheit seiner Mitmenschen zu deutlich vor Augen hatte und es ihm widerstrebte, sich mühsam anzueignen, was geistig Minderbemittelte auszeichnete.

So war es schon in seiner Linzer Schule gewesen. Hätte er etwa den langweiligen Vatersöhnchen nacheifern sollen, die frohlockten, wenn er mittels eines Spiegels das blendende Sonnenlicht zum Katheder lenkte oder dem Religionslehrer mit unschuldiger Miene mitteilte, daß der liebe Gott gewiß kein Interesse an den Gebeten eines Realschülers habe?

Im Grunde handelte er immer in der Überzeugung, daß ihm alles, was er in Angriff nahm, leichtfallen müsse. Und keine gegenteilige Erfahrung konnte ihn je davon abbringen.

Als er die Mutter einmal überredete, ihm ein Leihklavier zu beschaffen, weil er meinte, Gustl in seinen technischen Fertigkeiten unschwer übertreffen zu können, und sich dies schnell als Trugschluß erwies, hatte er es gleich wieder seinlassen. Nicht aus Faulheit oder weil er glaubte, es nicht zu schaffen. Tagelanges, monotones Üben war einfach nicht sein Ding. Was hätte er mit dem Ergebnis beweisen sollen, da doch jede primitive Sklavennatur mit genügend Hartnäckigkeit dasselbe zu erreichen vermochte?

Bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr hatte er auf eine passende Gelegenheit gewartet, um dem Vater und der Welt zu zeigen, wozu er fähig war. Hatte wahllos Bücher gelesen, auch um seine soziale Nichtigkeit zu ertragen, und dabei Mächtigen und Erfolgreichen eine Ehrerbietung gezollt, die seine ohnehin geringen Chancen auf einen gesellschaftlichen Aufstieg zusätzlich minderten.

Wenn er daran zurückdachte, wie er mit einem Empfehlungsschreiben in der Hand dreimal die Treppen zum Büro des hochgeschätzten Bühnenbildners der Wiener Staatsoper hinaufgestiegen war, ohne den Mut aufzubringen, sich diesem vorzustellen, und wie er das kostbare Papier endlich zerrissen und weggeworfen hatte – mußte er jetzt lachen. Der alte, gebrechliche Professor Roller hatte Jahre später für ihn in Bayreuth inszenieren dürfen.

III

Bis dahin war es aber ein weiter Weg gewesen. Und besonders in den Jahren vor dem ersten Krieg gab es Tage, an denen er fürchtete, wahnsinnig zu werden. Wenn jugendlicher Tatendrang sich nicht entfalten konnte, man dem ungläubig blickenden Freund von einem unterirdischen Bahnhof oder einer trägerlosen Donaubrücke in der Heimatstadt erzählte und selbst nicht im geringsten wußte, wie so etwas zu verwirklichen sei, schlug einem das auf den Magen und aufs Gemüt. Zwischen den ehrgeizigen Phantasien und seiner realen Situation hatte sich lange, sehr lange ein schwarzer Abgrund aufgetan – und es war niemand da, der ihm eine Möglichkeit aufgezeigt hätte, diesen zu überwinden.

Einmal hatte er beschlossen, sich heimlich mit dem Orientexpress, der wöchentlich dreimal in Linz hielt, aus dem Staub zu machen. Der kleine Koffer war bereits gepackt und Tag und Stunde festgelegt. In letzter Minute hatte er es sich aber anders überlegt. Da war zum einen die geliebte Mutter, der er so etwas nicht antun wollte. Außerdem erschienen ihm die Aussichten im Vergleich zum angenehmen Dasein, das er zu Hause führte, doch allzu unsicher. Und schließlich wollte er ja sein Studium an der Akademie beginnen. Wenn er auch keine Ahnung hatte, was einen bedeutenden Maler ausmachte und wie man dazu wurde – bei der allgemeinen Anerkennung, die sein Talent im Bekanntenkreis und in der Schule genoß, bestand für ihn kein Zweifel darüber, daß er die Aufnahmeprüfung spielend leicht schaffen würde ...

Der negative Bescheid hatte ihn dann wie ein Blitz getroffen, war eine niederschmetternde Enttäuschung gewesen, die ihn in eine völlige Orientierungslosigkeit stürzte und in große Verlegenheit brachte. Denn er konnte

sich niemandem anvertrauen und glaubte mit einem Male seine einzige Chance, in der Gesellschaft Fuß zu fassen und voranzukommen, verspielt zu haben.

Natürlich hatte er den Mißerfolg bei seiner Rückkehr vor der sterbenskranken Mutter verborgen gehalten. Und als ihr vom Schmerz gezeichnetes Gesicht sich verklärte, während er ihr ausführlich schilderte, wie alles gutgegangen war, hatte ihm diese kindliche Freude tief ins Herz geschnitten und einen unversöhnlichen Haß gegen die Professoren geweckt.

Seine Mutter war der einzige Mensch, der ihn bedingungslos liebte, der ihn verstand, ohne daß er sich erklären mußte. Und in den letzten Wochen ihres Lebens hatte er, der daheim sonst nichts anrührte und sich bedienen ließ, ihre Arbeiten übernommen, sorgfältig den Boden gewischt, Einkäufe und Wäsche erledigt, Mahlzeiten bereitet und ihr jeden Wunsch von den Augen abgelesen.

Sie verfolgte sein Tun mit einem Ausdruck dankbarer Seligkeit, die ihn zeitweilig sein ganzes Ungemach vergessen ließ. Nie wieder hatte er für jemand anderen ähnliches empfunden und ihr Bild ein Leben lang bei sich getragen.

Nach seiner Rückkehr in die Kaiserstadt war er zunächst von einer furchtbaren Einsamkeit heimgesucht worden, die nur begreifen konnte, wer eine solche Seelenverwandtschaft kennengelernt hatte. In langen, schlaflosen Nächten tränkte er das Kissen mit stillen Tränen und wollte nicht wahrhaben, daß dieses lebensvolle, für alles Wahre und Gute zugängliche Wesen, im Vergleich zu dem ihm die Leute auf den Straßen oder in den Cafés wie armselige Marionetten und Wichtigtuer erschienen, nicht mehr sein sollte.

Aber er war jetzt kein Kind mehr, mußte den Kampf aufnehmen. Diese Überzeugung, ihr das schuldig zu sein, hatte ihn fortan begleitet und zunehmend hart werden

lassen. Und waren die Greuel, die er nach der Machtergreifung veranlaßt hatte, nicht im Grunde auch durch die Liebe zu ihr gerechtfertigt? Für seine Mutter wollte er etwas Großartiges schaffen ...

Sosehr die Bauten an der Ringstraße und die Opernaufführungen ihm imponierten, in Wien hatte er sich nie wohl gefühlt. Und dennoch waren das große Völkerbabilon und seine absurde Staatsführung eine unvergleichliche Schule des Lebens für ihn gewesen. Er hatte da ein Wissen gesammelt, das er im geeigneten Augenblick und am richtigen Ort nur auszuspielen brauchte, und in München und danach in ganz Deutschland auf wunderbare Weise erfahren, daß ihm keiner gewachsen war.

Straße und Parlament, Volksversammlungen und Zeitungen führten ihm tagtäglich vor Augen, daß die menschlichen Beziehungen gewöhnlich nicht von Barmherzigkeit und Vernunft bestimmt werden, sondern von Schläue und Gewalt. Und in den Cafés, die für ihn eine Quelle der Ruhe und der Beschaulichkeit waren, setzte sich diese Belehrung fort.

Welch ein weites Feld für die vielseitigsten Erfahrungen war diese Stadt doch gewesen! Allein die Besuche des Abgeordnetenhauses hatten ihm aufs krassste gezeigt, wozu der Mensch fähig ist, wenn klare Regeln fehlen. Jeder durfte dort seine Reden in der eigenen Sprache halten, oft für die meisten unverständlich, weil es keine Dolmetscher gab. Und da keine Redezeitbeschränkung vorgesehen war und Dringlichkeitsanträge vorrangig behandelt werden mußten, hatten es selbst die kleinsten der ungefähr dreißig Fraktionen in der Hand, jede ernsthafte Parlamentsarbeit über Tage und Wochen hin zu blockieren.

Manchmal hinderte man gegnerische Abgeordnete auch mit wildem Geschrei, Pfeifen, Trommeln und Trompeten

daran, ihre Argumente vorzubringen, wenn es nicht zu direkten Handgreiflichkeiten kam. Das reinsten Affentheater!

Als er allerdings in Berlin an die Macht kommen wollte, dienten ihm die Skrupellosigkeit und die Unverschämtheit einiger dieser Volksvertreter als Vorbild, um eine in Deutschland ohnehin nicht sonderlich geschätzte Demokratie ins Lächerliche zu ziehen und ihr schließlich den Garaus zu machen.

Unter den Politikern hatte ihm der deutschnationale Schönerer, der sich mit Angriffen auf Juden und Rassenvermischung, katholische Kirche und Dynastie hoffnungslos verzettelte, immerhin die wirkungsvolle Bezeichnung „der Führer“, den ebenso wichtigen „Heil“-Gruß und nicht zuletzt den Begriff des „deutschen Edelvolkes, dem die Schaffung eines großdeutschen Reiches als Kulturaufgabe obliege“, mit auf den Weg gegeben.

Sein wahrer politischer Lehrmeister aber war Lueger, der ungekrönte König von Wien, gewesen. Dieser beschränkte das Feindbild für die Massen eindeutig auf die Juden und nahm es sich wie selbstverständlich heraus, in städtischen Ämtern keine Parteigegner zuzulassen. Er kommunalisierte Versorgungseinrichtungen wie Elektrizitäts- und Wasserwerke, Verkehrsbetriebe und Schlachthof und verlangte von neu zugezogenen Bürgern bei einer feierlichen Zeremonie das *Wiener Bürgergelöbnis*, mit dem sie versprachen, den deutschen Charakter der Stadt Wien aufrechtzuerhalten. Wobei solche Veranstaltungen immer von Weihrauch schwenkenden Kirchenvertretern begleitet wurden und seine engste Umgebung die Luegersche *Hofuniform* trug, während Militärkapellen bei gegebenem Anlaß den dreistrophigen Lueger-Marsch spielten. Ruhmesworte für die Nachwelt ließ der Mann auf Hunderten von Steintafeln eingravieren: „Erbaut unter dem Bürgermeister Dr. Karl Lueger“.

Der *Schöne Karl* faszinierte ihn vor allem wegen seiner angeborenen Fähigkeit, die Volksstimmung zu erraten und das passende Schlagwort dafür zu finden. In seinem Zynismus und seiner Menschenverachtung drückte sich ein Wille zur Macht aus, dem die jubelnde Menge nicht widerstehen konnte. Und indem er gegen das Kapital und das Proletariat wettete und sich als Verteidiger der breiten, gesunden Mittelschicht hinstellte, konnte er stets mit einer sicheren, opferbereiten Gefolgschaft rechnen.

Auch Luegers Verhältnis zur Mutter und zu den Frauen gefiel ihm. Die Witwe eines armen Militärinvaliden hatte dem hochbegabten Sohn das Jurastudium ermöglicht, wofür dieser sie zeitlebens in aller Öffentlichkeit pries und vergötterte. Heiraten aber wollte er nicht, weil ihm sonst, wie er sagte, viele Stimmen des eifersüchtigen weiblichen Geschlechts verlorengegangen wären.

Wie er sich seiner Hörerschaft anzupassen mußte, weil er die Menschen nicht besser sah, als sie nun einmal waren, das hatte etwas zugleich Magisches und Teuflisches! So konnte er alle erdenklichen Gemeinplätze aufgreifen, um eine ihm nützliche antisemitische Stimmung aufzupeitschen, und sich dabei um eine gute Zusammenarbeit mit der Jüdischen Kultusgemeinde bemühen. Ja er entblödete sich nicht, zu behaupten: „Wer a Jud is, bestimm i!“

In Linz hatte er einmal nach einer Aufführung von Wagners *Rienzi* die Nacht zusammen mit Gustl auf dem Freinberg verbracht und wie im Rausch von einer Zukunft als Volkstribun geträumt.

Später hatte er sich dann eine Zeitlang mit dem Komponisten identifiziert, der aus armen Verhältnissen stammte, revolutionär und lange erfolglos gewesen war, um sich schließlich durchzusetzen und zu Weltruhm zu gelangen.

Aber hatte Wagner nicht schon in seinen unglücklichen

Zeiten als Musikdirektor und Kapellmeister große Orchester geleitet?

Bei Lueger erschienen die Parallelen zur eigenen Biographie weniger vage, das Erreichte weniger unerreichbar. Er selbst hatte erlebt, wie der Magier, je nach Bedarf, die christliche Weltordnung beschwor, die jüdische Gefahr geißelte oder eigene Verdienste hervorstrich, wie er mit einer einfachen und oft derben Sprache die Massen begeisterte. Dazu bedurfte es weder eines Adelstitels noch eines abgeschlossenen Studiums.

Obgleich, der Doktor in Jus hatte Lueger zu Beginn seiner Karriere gewiß genutzt! Und außerdem, diese Erscheinung, dieses Auftreten! Wie konnte er hoffen, je ein ähnliches Selbstbewußtsein zu entwickeln? Er, der im Verkehr mit unbekanntem Menschen so schüchtern war, daß er es nicht gewagt hätte, vor fünf Personen eine Rede zu halten ...

Was ihm in Wien bei allen Demütigungen, bei allem Dreck und Hunger, die er zu erleiden hatte, seinen Stolz und somit die wichtigste Voraussetzung für sein künftiges Wirken erhielt, war die Tatsache, daß er sich stets seine Unabhängigkeit zu bewahren wußte. In den ersten Jahren mit der erschwindelten Waisenspension und den der Hantante entlockten Darlehen – ein Geld, das ihm seiner Meinung nach zustand, da die anderen es eh nicht brauchten – und nach einer kurzen Panik, als ihn ein drohendes Bettlerdasein fast zum Selbstmord getrieben hätte, mit dem Verkauf von Aquarellen. Mochte es sich meist nur um bescheidene Kopien handeln, sie sicherten ihm die Freiheit, zu beobachten, zu lernen und abzuwarten.

IV

Erst nach seinen Erfolgen als Politiker hatte er begriffen, daß die Zeit damals noch nicht reif war und daß, so viel Veranlagung und Willenskraft der Mensch auch mitbrachte, wirklich Großes nur der zu vollbringen vermochte, dem das Schicksal in entscheidenden Augenblicken zu Hilfe kam.

Was wäre zum Beispiel aus ihm geworden, wenn er in jenen schlimmen Tagen des Obdachlosenasyls nicht den Hanisch getroffen hätte? Dieser hatte ihn nicht nur ermutigt, sein malerisches Talent praktisch zu verwerten, sondern es anfangs auch übernommen, die Postkarten in Gaststätten anzubieten.

Mindestens ebenso wichtig aber war die Idee des welt erfahrenen kleinen Gauners gewesen, mit dem Erlös aus dem Verkauf der Bilder ins Männerheim umzuziehen.

Das einige Jahre zuvor eröffnete Haus zählte zu den modernsten Europas und bot, neben vorbildlichen hygienischen Verhältnissen und zahlreichen Gemeinschaftseinrichtungen, für jeden der 544 Gäste eine Einzelkabine mit elektrischem Licht! Nie wäre er in den stinkenden, verwanzten Hinterhofzimmern, in denen er bislang gehaust hatte, auf den Gedanken gekommen, daß es so etwas geben könnte.

Seine Mittel waren begrenzt, die Kleidung wurde zusehends schäbig, und an manchen Tagen litt er Hunger. Trotzdem empfand er in dieser sauberen, geordneten Umgebung, in der er niemandem Rechenschaft schuldete, erstmals die Genugtuung, sein eigener Herr zu sein.

Wenn es ihn tagsüber nicht nach draußen zog, was wegen der prekären finanziellen Lage oft der Fall war, konnte er in dem von einer modernen Zentralheizung erwärmten Lesesaal seinen Studien nachgehen oder die Diskussionen anderer Habitués verfolgen und sich gebebe-